

Kann man Schreiben lehren? Dieser Tage ist T.C. Boyle in Wien zu Gast, Prototyp eines amerikanischen Autors, was seinen Werdegang betrifft: Er war Student und ist nun Lehrer in Creative Writing-Programmen amerikanischer Universitäten.

Als Leiterin des writers' studio Wien werde ich immer wieder gefragt: Ist es nicht einfach eine Sache des Talents und der Ausdauer, wer zum Autor, zur Autorin wird und wer nicht? Dagegen spricht die lange US-amerikanische Tradition, „Creative Writing“ an Universitäten zu lehren. Das Vermitteln von literarischem Handwerkzeug und die begleitende Ermutigung machten amerikanische Autoren zu dem, was sie sind: große Erzähler, oftmals in viele Sprachen übersetzt, mit gleichermaßen breiter Leserschaft und (oft) hohem literarischem Anspruch.

Als „writing teacher“-Kollegin habe ich mit T.C. Boyle über seinen Weg zum Autor und Lehrer gesprochen. Dabei wurde einmal mehr deutlich, wie weit die amerikanische Selbstverständlichkeit, Schreibende gezielt in Lehrgängen zu fördern, entfernt ist von der selbstverständlichen Annahme hierzulande, geniale Autoren bräuchten vor allem Rückzug. Richtiggehende universitäre Studienprogramme für literarisches Schreiben gibt es im deutschsprachigen Raum bisher nur sehr wenige mit wenigen Plätzen für wenige Auserwählte. T.C. Boyle konnte sich gar nicht vorstellen, was man sich hier alles nicht vorstellen kann. Hie Geniekult, dort Schreiben als Handwerk?

So einfach ist es nicht. Der pragmatische Zugang der amerikanischen Schreiblehre negiert Talent nicht. T.C. Boyle erklärt: „Kein Ausmaß an Unterricht kann jemanden, der keine große Begabung hat, zu einem großen Künst-

ler machen.“ Doch dann macht er auf berührende Weise klar, worin der „Creative Writing“-Lehransatz besteht: „Tatsache ist, dass es da draußen eine Vielzahl von Leuten mit großen, großen Begabungen gibt, alles was wir tun müssen ist, sie zu fördern, zu nähren. Ein Workshop kann die Entdeckungen beschleunigen und ermöglicht Feedback von einer unmittelbaren Leserschaft.“ „Genährt“ werden Schreibende mit viel Aufmerksamkeit, Gesprächen, Lektüre, durch Vermittlung literarischer Formen und Schreibstrategien. Und vor allem mit viel bestärkendem Feedback.

T.C. Boyle studierte am legendären „Iowa Writers Workshop“. Einer seiner Lehrer war der berühmte Autor John Irving, der zu ihm „uneingeschränkt freundlich und großzügig“ gewesen sei. Diese Haltung ist typisch für die so erfolgreiche Schreiblehre Amerikas.

Doch wie kam T.C. Boyle, geboren 1948, ein Arbeiterkind, ein Mochtregern-Musiker nach Iowa?

Am College wollte er eigentlich Saxophon studieren, entschied sich dann mangels Disziplin doch für Geschichte. Später wurde ihm klar, dass dies unbewusst damit zu tun gehabt hatte, dass er gerne Essays schrieb. Ein Professor, „der selbst seinen Weg hinauf von den Tiefen der Arbeiterklasse gemacht hatte sah etwas in mir – in meinem Schreiben und in meiner Intelligenz – und versuchte mich zu fördern und zu ermutigen.“ – „Promote and encourage“ sind die Schlüsselwörter für die Art, wie amerikanische Autoren „gemacht“ werden.

Das Feedback auf seine Essays gab ihm erstmals das Gefühl, dass „da zumindest irgendwas war, das ich konnte und auch ganz gut“. Irgendwann landete er zufällig in einem „Creative Writing“-Kurs. Und da passierte eine der „süßen Überraschungen meines Lebens“, wie er sagt. Er hatte als Hausübung ein kleines Theaterstück geschrieben, inspiriert von „Warten auf Godot“. Als er sein absurdes Stück vor der Klasse vorlas,



T.C. Boyle in Wien, 2012.

Foto: Wikimedia/Martin Prechelmacher

begann der Lehrer zu lächeln, schließlich laut zu lachen und mit ihm die anderen Studierenden. Und dann applaudierten plötzlich alle. „That was it. That was all it took. I was hooked“, – das war al-

les, was er brauchte, um anzubeben (Feuer zu fangen).

So begann Boyles, wie er es ausdrückt, „Sucht“, zu schreiben. Am Ende seiner Collegezeit publizierte er mit 24 Jahren seine erste Kurzgeschichte und bewarb sich für Iowa. Dann ging es erst richtig los: Schreibworkshops mit etablierten Autoren, viel Austausch, Feedback, Lektüre. „Etwas war mit mir geschehen, etwas das ich bis heute schwer ausdrücken kann. Ich fühlte mich stark, erhaben, unbesiegbar.“ Er schrieb, er publizierte, zuerst Kurzgeschichten, dann auch Romane. In Iowa machte er nach dem Masterstudium auch noch das Doktorat und gründete 1978 das Bachelorprogramm *Creative Writing* an einer Universität in Los Angeles, wo der Autor von mittlerweile 21 Büchern bis heute lehrt.

Auf die Frage, ob er noch andere Autoren und Autorinnen nennen könne, die wie er sowohl „Creative Writing“ studiert haben als auch in solchen Programmen selbst lehren, sagt T.C. Boyle: „Fast alle Autoren meiner Generation und den folgenden sind Produkte von Masterstudien und fast alle sind auch Lehrende in solchen Programmen.“

Schreiben als Handwerk so explizit und breit zur fördern, ermächtigt auch Menschen aus benachteiligten Gruppen. Und gerade dies ermöglicht, dass große Literatur entstehen kann. Mit neuen Perspektiven. Von ganz unten, von ganz außen, von ganz innen. Heute bietet fast jede amerikanische Universität ein Creative Writing-Programm an, insgesamt sind es Hunderte.

Judith Wolfsberger, Autorin von „Frei geschrieben“ (UTB), referiert über T.C. Boyle und amerikanische Schreiblehrensätze am 20. 9. 2013.

www.writersstudio.at

Ausnahmezustand in der Kleinstadt

Von Jeannette Villachica

Joël Dickers packender Roman „Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert“.

Vor diesem Fall, der im Sommer 2008 ganz Amerika erregte, war Marcus Goldman oft in Aurora gewesen, einer Kleinstadt am Meer in Neuengland, „so beschaulich, dass man meint, hier könnte nichts Böses geschehen“. Sein Literatur-Professor Harry Quebert hatte ihm in seinem Haus am Strand das Schreiben bei- und zahlreiche Weisheiten über das Schreiben nahegebracht; hier hatte Harry den Roman geschrieben, der ihn weltberühmt gemacht hatte, hier waren sie Freunde geworden und hier hatte Marcus entdeckt, warum Harry so einsam war.

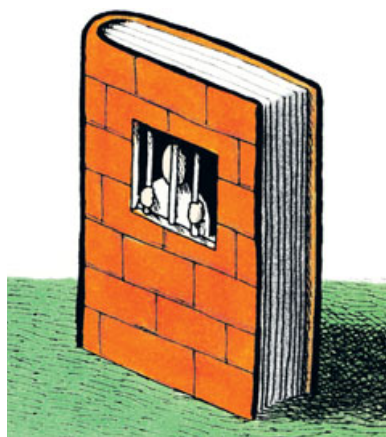
Nach dem Studium zog Marcus nach New York, wo gleich sein erster Roman ein großer Erfolg, und der 30-Jährige zum neuen Literaturstar wurde. Seinen väterlichen Freund und Mentor verlor er darüber aus den Augen. Als er aber in den Nachrichten sieht, dass Harry festgenommen wurde, fährt er sofort nach Aurora. Das Skelett der 15-jährigen Nola Kellergan, die 1975 spurlos verschwand, wurde in Harrys Garten gefunden, und Harry steht unter Mordverdacht. Dann wird auch

noch bekannt, dass Harry eine Leidenschaft mit Nola hatte.

Marcus kann das alles nicht glauben und recherchiert vor Ort. Schließlich ist er nicht nur Harry zum Dank verpflichtet, er ist auch auf der Suche nach einem guten Stoff für seinen zweiten Roman. Die Erwartungen seines Agenten, seines Verlegers und seiner Fans setzen ihn mächtig unter Druck, doch bisher hat er nichts Vernünftiges zu Papier gebracht. Zunächst zögert Marcus, die Geschichte des Freundes und die Aufmerksamkeit der Medien für sich zu nutzen, aber sein Agent und sein Verleger bestürmen ihn und auch Harry redet ihm gut zu, also recherchiert er weiter und schreibt „Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert“. Es wird „das erfolgreichste Buch des Jahres auf dem amerikanischen Kontinent“.

Dem Genfer Juristen Joël Dicker – übrigens so alt wie sein Hobby-Detektiv Marcus – ist mit seinem zweiten Roman, „Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert“, ein Coup gelungen. Wie das gleichnamige Buch im Buch ist dieser Roman zugleich Krimi, Liebesroman, Gesellschaftsdrama und Satire

über den Literaturbetrieb. Ein außergewöhnlich fesselnder Page-Turner, raffiniert konstruiert, extrem facettenreich und voller „Wahrheiten“ über den Fall, die durch völlig unvermutete Wendungen bis zum Schluss immer wieder umgeschrieben werden müssen. Kein Wunder, dass dieses 700 Seiten starke Werk, das man am liebsten nicht mehr aus den Händen legen möchte, mittlerweile nicht nur in der frankophonen Welt bei Publikum und Kritik Begeisterungstürme auslöste.



Cartoon: Pokornig

Dicker zieht alle Register, um sich die volle Aufmerksamkeit seiner Leser zu sichern: eine überaus geschickte Dramaturgie mit verschachtelten Rückblenden und Perspektivenwechseln, eingefügten Zeitungsartikeln, Briefen, Auszügen aus literarischen Werken, dazu Filmzitate, ironische Selbstreflexionen (auch über die Regeln des Literaturbetriebs, die er in Frage stellt, aber selbst perfekt bedient) und stellenweise Pathos und Kitsch, vor allem in den Reflexionen übers Schreiben und in den alterssentimentalen Erinnerungen Harrys. Immer neue Indizien und Verdächtige aus dem kleinen Kosmos Aurora werfen unzählige Fragen auf: Wie war Harrys Verhältnis zu Nola wirklich? War sie der Engel, für den sie offenbar jeder hielt? Welche Beziehung hatte sie zu dem steinreichen, heute 75-jährigen Elijah Stern und zu dem lüsternen Polizeichef? Welche Rolle spielen Nolas damals beste Freundin und deren ehrgeizige Mutter bei der Vertuschung dessen, was hier wirklich passiert ist? Und wer schickt Marcus Briefchen, damit er aus dem Ort verschwindet?

Bis zur letzten Seite spielt der Autor mit den Erwartungen und Gefühlen seiner Leser – und die lassen sich nur allzu gerne in die Irre führen. Nicht nur der Kriminalfall, auch die Beziehungen der Bewohner Auroras untereinander und vor allem die Freundschaft der vom Ruhm besessenen Einzelgänger Harry und Marcus bleiben immer im Fluss. Warum ausgerechnet Harry so viel Herzblut in diese Freundschaft gesteckt hat, versteht man erst ganz am Schluss.

Jeannette Villachica arbeitet für deutschsprachige Magazine und Zeitungen. Am 23. 9. erscheint ihr Buch „Und dann kam der Richtige – Frauen erzählen die Liebesgeschichten ihres Lebens“ im Herder Verlag. www.jeannette-villachica.com

Joël Dicker
Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert

Roman. Aus dem Französischen von Carina von Enzenberg. Piper Verlag, München 2013, 720 Seiten, 23,70 Euro.